Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 20 (1940-1941)

Heft: 3

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Presse ist in erster Linie dazu da, um dem eigenen Bolke zu dienen. An diesem Grundsatz müssen Ansorderungen, die etwa vom Ausland gestellt werden, abprassen. Dieser Grundsatz ist auch eine innerpolitische Maxime: "Solange sich die Auseinandersetzungen mit fremden Jdeologien im Rahmen des guten Geschmackes bewegen, werden sie geduldet werden müssen, selbst wenn sie ab und zu zur Abwehr und Selbstbehauptung auf eine Prise Angriffigkeit nicht verzicheten" — diese Worte hat Dr. Nicolo Viert in einem Vortrag über "Neutralität und Presse" mit Jug geäußert. Solche Zeitungsmeinungen, die als individuelse und private zu gesten haben, än dern nichts an dem "rocher de bronce", den unsiere Neutralität darstellt. Übrigens ist den Neutralitätspflichten eine Neutralität der Presse unbekannt, so daß auch kein Staat unter Berufung darauf an die Schweiz mit Grund Ansprüche zu erheben vermöchte.

Bülach, am 18. Juni 1940.

Walter Hildebrandt.

## Kultur-und Zeitfragen

### neue Gedanken zur Kunst der italienischen Renaissance.

Ein einem leichten Schwindel vergleichbares Gefühl befällt uns, wenn wir uns erft ein Gemälde der erften Generation der Hochrenaissance, hernach aber eines aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ansehen. Bei Bilbern der Zeit um 1500 stehen die Figuren ruhig, frei und sicher da, gleichmäßig von klar in sich ruhenden Raumformen umschlossen; bei den späteren Bildern da= gegen ist die Romposition oft so gestaltet, als ob die Gestalten seitlich nach der Höhe, in der Mitte aber nach der Tiefe entweichen wollten. In einem 1939 im Verlag A. G. Gebr. Leemann & Co. in Zürich erschienenen Buche "Hochrenaissance, Manierismus, Frühbarock — die italie= nische Runft bes 16. Jahrhunderts", hat nun Sans Soffmann diese verschiedenen Darstellungsformen in sehr eingehenden Analysen mit einander verglichen; er gelangt dabei zum Resultat, daß eine furze Blüte der Hochrenaissance= kunst stilistisch sehr stark gegen die Folgezeit abzusehen ist; um 1500 hätten wir eine Epoche, in der die Menschen sich sicher und frei bewegen und daher in den Werken der Runft ebenso sicher und frei im Raume stehen. Bald nachher, mit dem "Manierismus" aber folge eine Zeit der Minderwertigkeitsgefühle, in der den Menschen die Fragwürdigkeit und Ungewißheit der menschlichen Existenz besonders stark zum Bewußtsein komme. Dies erkenne man besonders deutlich in den Werken der Kunft, in denen der Mensch wie in die Flucht des Raumes und nach den Seiten weggetrieben erscheine; durch solche Streckungen nach verschiedenen Seiten ergäben sich dann Spannungen und Unausgeglichenheiten, die zur ruhig-natürlichen Wirklichkeit der früheren Zeit im Gegensat stehen.

In vielem kann man nun, besonders hinsichtlich Plastik und Malerei, der Darstellung Hoffmanns ohne weiteres zustimmen; denn es ist richtig, daß nach dem starken Diesseitsgefühl der Jahrhundertwende eine Zeit einsetz, in der sich die Menscheit oft von Unsicherheit ergriffen fühlt. Daß eine solche Zeitstimmung sich auch in der Kunst in einem neuen Kompositionsgefühl äußern mußte, ist selbste verständlich.

Trothem aber kann man das XVI. Jahrhundert auch unter andern Gesichtswinkeln ansehen, und dann werden uns auch wieder andere Merkmale der damaligen Kunst entgegentreten; Merkmale, die uns zeigen, daß die geistige Struktur der damaligen Zeit eine äußerst verschiedengestaltige war. So möchte ich hier wenigstens auf das Eine ausmerksam machen, daß gerade in Epochen der Abhängigsteitsgefühle und der Unsicherheit auch die Sehnsucht nach einem Gegenpol, nämlich nach Sicherheit, Macht und Stärke immer stark in Erscheinung getreten ist. Dies ist psychologisch durchaus begreislich; denn wenn der Einzelne sich schwach und absängig fühlt, gefällt er sich oft gerne in einer Herrscherpose, selbst wenn sie auch nur vorgetäuscht ist. Dies ist besonders bei Künstlernaturen der Fall; es ist, um ein Beispiel aus der schweizerischen Literatur zu nennen, kein Zufall, daß eine so zart besaitete Natur wie Conrad Ferdinand Meyer bei den Helden der Renaissance Zuslucht gesucht hat. Ahnlich steht es auch bei den Künstlern der Renaissance; gerade Benvenuto Cellini, in dessen Werken Hossmann eine ganze Reihe typisch manieristischer Züge ausdeckte, hat uns eine Selbstbiographie hinterlassen, aus der ein kaum mehr zu überbietendes Sicherheitsgefühl und Selbstbewußtsein spricht. Und sind es nicht gerade die Minderheitsgefühle unseres Zeitalters, die die huns dertprozentige Sicherheit der Sprache der Diktatoren zu ungeahnter Entsaltung und Blüte gebracht haben?

Ahnlich wie bei den einzelnen Perjönlichkeiten steht es nun aber auch bei ganzen Zeitaltern. So trägt gerade die Zeit des Manierismus nicht nur Raumflucht, ungelöste Spannungen und andere Zeichen innerer Schwäche zur Schau; fie versucht auch hie und da Bucht und Größe zum Ausdruck zu bringen, was bei einer Runft, die sich auf den sieben hügeln am Tiber entwickelte und dort groß wurde, eigentlich gang selbstverständlich ist. Denn bas ift ja eben bas große Geheimnis ber emigen Stadt, daß keiner ihrer Söhne, von den römischen Imperatoren bis Cola bi Rienzi und von ben großen Renaiffancepapften bis zum Duce, fich ihrem genius loci entziehen konnte. Dieser durch Jahrhunderte hindurch merkwürdig gleich und fonstant bleibende genius loci hat alles in jeinem Bereich Wachsende und Lebende in seinen Bann gezwungen und ihm seinen auf Größe, Gewalt und Macht gerichteten Stempel aufgeprägt. Es ist daher ein Fehler, wenn wir Probleme der römischen Kunft — und ein solches ist auch das Problem des Manierismus — einzig als geistesgeschichtliches oder ästhetisches Problem zu lösen versuchen. Wir muffen fie vielmehr auch als lotalhistorisches Problem behandeln, in dem die geistige Atmosphäre Roms als ganz entscheidender Faktor eingesett werden muß.

Bei der Architektur, die sich im Schatten der Ruinen des alten imperialen Rom entfaltete, sehen wir vielleicht am flarsten, wie start bas spezifisch Römische sich ausgewirkt hat. Ein Bergleich mit der toskanischen Frührenaissance zeigt uns dies am deutlichsten; benn das florentinische Quattrocento entwickelte seine neuen Baugedanken eigentlich am liebsten ganz selbständig von einem inneren Zentrum aus, wobei es jo zu in sich geschlossenen, kuppelüberwölbten Zentralbauten und zu quadratischen Sofanlagen mit gleichwertigen Seiten gelangte. Die römische Kunst des XVI. Jahrhunderts dagegen schloß sich viel enger an die antif-römische Runft an. Sie bachte baber, wie diese, ihre großartigen architettonischen Gedanken mit Borliebe bon der Mitte einer Front aus, die sie gerne — man denke z. B. an die Kirchen- und Palastfassaden — als breit gelagerten monumentalen Afpekt mit besonders starker Betonung der Mitte und etwa der Enden gestaltete. Bon hier aus aber dringt diese Runst, wie die der Architekten des römischen Imperiums, gerne in die Tiefe und gruppiert hintereinander Raumbildungen und Fronten symmetrisch um eine Mittelachse. Inpische Beispiele dieser Urt bieten uns die bie früheren Ruppelbauten ersegenben römischen Kirchen vom Inpus bes Geju und Bauten wie die Billa di Bapa Giulio in Rom, sowie die alteren Gartenanlagen, wie etwa die von Soffmann angeführten Orti Farnesiani und das Casino von Caprarola, sowie die Billa Lante in Bagnaja bei Biterbo. Aber auch der Palasthof ist oft nicht mehr der in sich ruhende und in sich geschlossene Mittelraum eines größeren Bautompleges, sondern er erhält ein neues architektonisches Leben durch die von der Mitte der Front durch den Balast

hindurch nach dem Garten durchgehende Mittelachse (angedeutet im Palazzo Farsnese, entwickelter im Palazzo Mattei und im Palazzo Borghese in Rom). Man sieht also, daß ich viele Erscheinungen, die Hossennungen unter den Begriffen Raumflucht, Spannung, Streckung usw. zusammensät, doch etwas anders erkläre; denn meines Erachtens ist das XVI. Jahrhundert nicht nur eine unbestimmte, schwankende und verängstigte Zeit, sondern auch eine Epoche, die unter dem Eindruck altrömischer Größe den hallenden Tritt, die große Gebärde, die majestätische Form über alles liebt und die daher wie die großen Vorsahren sich bemüht, Macht und großartiger Repräsentation Ausdruck zu geben.

Ich kann mich daher bis jett auch kaum dazu entschließen, das Cinquecento, wie Hoffmann es vorschlägt, als einen richtigen "Stil", eben als den "manieristisschen Stil" anzuerkennen. Für mich ist besonders das spätere XVI. Jahrhundert eine Zeit des Übergangs, die, wie alle Übergangszeiten, kein klar bestimmtes Gespräge, sondern ein Janusgesicht zur Schau trägt. Neben Gefühlen der Unsicherscheit und der Minderwertigkeit treten uns Versuche entgegen, eine richtige Herscheit und der Minderwertigkeit kreten uns Versuche entgegen, eine richtige Herscheit und haren seben langem Fortleben von Frührenaissanzegedanken sehen wir, wie schon merkwürdig früh gerade altrömische Gedanken zu barocken Bildungen umsgewandelt werden.

Auch in andern Merkmalen zeigt sich im späteren XVI. Jahrhundert der Charafter einer Epoche des Übergangs und der Borbereitung. Das spätere XVI. Jahrhundert ist nicht, wie z. B. die Epoche Bramantes, eine Zeit fest ausgeprägter Formen, die sich eigentlich vor allem mit Ruancen abgibt, sondern eine Zeit der Bersuche, eine Zeit des Sammelns. Besonders beim Villenbau sehen wir, wie immer wieder neue Lösungen versucht werden, wie immer wieder Althergebrachtes aufgelockert und zu neuen Gestaltungen umgeformt wird; gleichzeitig aber werden auch immer neue, von den Ruinen Roms übernommene und gleich weiter entwickelte Detailformen verwendet. Es war daher gar nicht anders möglich, als daß sich gegenüber diesem neuen Reichtum der Bauformen eine gewisse Unsicherheit und Unbestimmtheit zeigen mußte, die der ganzen Epoche den Charakter des Labilen geben. Denn nur einer Runft, der — wie 3. B. der griechischen Tempelbaukunft des VI./V. vorchriftlichen Jahrhunderts, oder in gewissem Sinne der tostanischen Frührenaissance-Architektur — nur ein geringer Formen- und Typenvorrat zur Berfügung steht, kann den Sinn für Nuancen bis zu den letzten Konsequenzen entwickeln, jo daß Lösungen entstehen, die ein ganz bestimmtes Gepräge zur Schau tragen; ein Gepräge, das tatsächlich und wirklich den Namen eines Stils verdient. Dies ist aber bei der späteren Hochrenaissancefunst, dem sogenannten Manierismus nicht der Fall; sie ist, wie gesagt, vor allem eine Zeit des Sammelns und der Borbereitung, auf der sich dann kurz nachher die Barockkunst ausbauen konnte.

Absichtlich habe ich meine Auffassung, daß das spätere XVI. Jahrhundert vor allem eine Zeit des Übergangs ist, so stark betont, weil ich es für weitere Kreise der historisch Gebildeten schon oft als etwas verwirrend empsand, wenn von uns Hachwissenschaftlern immer wieder neue Stileinteilungen vorgeschlagen werden. Ich habe mich daher auch schon gefragt, ob es nicht besser wäre, unsere verschiedenen Stilbezeichnungen ganz aufzugeben und durch die Bezeichnung "Runft des XIV., XV., XVI., XVII., 2c. Jahrhunderts" zu ersetzen? Die Italiener tun dies ja schon lange, wenn sie statt von Frührenaissance, Hochrenaissance, Manierismus, Frühbarock und Hochbarock ganz einsach vom "Quattro-, Cinque-, Sei- und Settecento" reden. Sogar für die moderne Sachlichkeit hat fich ganz allgemein die Bezeichnung "Stile novecento" eingebürgert. So könnte jeder ruhig seinen Ansichten — 3. B. daß die Renaissance eigentlich schon ins XIII. Jahrhundert verlegt werden musse, oder daß die Frührenaissance eigentlich ein Endstil sei, oder daß in der Spätgotik ichon barocke Gedanken zum Ausdruck gelangen uim. — Ausdruck geben, ohne daß man babei befürchten mußte, daß das gange funftvoll aufgerichtete Bebaube ber Stileinteilungen immer wieber von neuem ins Banten geraten konnte!

Ich hoffe, daß die paar Aussetungen, denen ich der sehr verdienstvollen Arbeit Hoffmanns gegenüber Ausdruck gegeben habe, als das ausgesaßt werden, was sie sind: ein Versuch zur weiteren Klärung und Verständigung; gerade weil ich die Aussührungen Hoffmanns ernst, ja sehr ernst nehme, hielt ich es für nötig, mich mit ihnen kritisch auseinanderzuseten. Und wenn ich vielleicht dabei aussührlicher geworden bin, als dies sonst in einer für weitere Kreise bestimmten Zeitschrift üblich ist, so geschah dies aus einem ganz besonderen Grunde, den ich wenigstens noch mit einigen kurzen Worten erörtern möchte. Denn besonders in einer Zeitschrift, die sich der Pflege schweizerischer Kulturfragen in so eingehender Weise ans nimmt, darf ich wohl ohne weiteres das Interesse der Leser für die nachsolgenden Aussührungen voraussen.

In unserer heutigen, nationalistisch orientierten Zeit wird immer mehr gefordert, daß man sich vorzugsweise mit der Runft und Rultur des eigenen Baterlandes abzugeben habe; auch bei uns wird ja, und sicher nicht ohne Recht, in letter Beit immer mehr von der geistigen Schweiz und von einer ichweizerischen Beifteskultur gesprochen, die zu pflegen wichtigste Pflicht sei. Biele sehen daher ihr höchstes Biel darin, vor allem andern die auf Erforschung der eigenen Bergangenheit gerichteten Bestrebungen aufs nachdrücklichste zu unterstützen, und jedermann wird und muß zugeben, daß diese neu erwachte Freude an der eigenen Geschichte ein großer, wirklich positiver Gewinn ist. Tropdem aber habe ich mich gang besonders gefreut, daß nach einer gangen Reihe Arbeiten über schweizerische Runft hier ein Runftwiffenschaftler unserer Generation einmal wieder ein wirklich univerfales Thema zum Gegenstand seiner Untersuchungen ausgewählt hat; benn es hat immer zur allerbesten, echtesten und vornehmsten schweizerischen Tradition gehört, den geistigen Zusammenhang mit ber europäischen Umwelt nicht zu verlieren und die geistigen Bande, die uns besonders mit unsern befreundeten Nachbarlandern verbinden, aufs nachdrücklichste zu pflegen. Dag unsere Raufleute und Technifer dies immer im Auge behalten und immer universal gedacht haben, ist ja allgemein befannt; aber auch in den Beisteswissenschaften gibt es genug glänzende schweizerische Namen, die über die heimatlichen Grenzpfähle hinaus nach den geistigen Werten geforscht haben, die für die gesamte europäische Bölkersamilie wichtig waren. In der Kunftwiffenschaft brauche ich nur die Namen Jakob Burckhardts und Beinrich Wölffling zu nennen, um zu zeigen, daß auch hier eine Tradition besteht, die uns bie Pflicht auferlegt, in den gleichen Bahnen weiter zu ichreiten und, heute mehr benn je, den Zusammenhang unserer eigenen Rultur mit ben großen geistigen Bewegungen Gesamt = Europas nicht aus ben Augen zu verlieren.

Wir wollen daher nicht nur dem Autor, sondern auch dem Stiftungsrat der "Jubiläumsspende" der Universität Zürich, der die Arbeit Hoffmanns weitgehend gefördert hat, sowie dem Berlag Dank sagen, daß sie miteinander das Zustandes kommen dieser sehr wichtigen Arbeit ermöglicht haben. Mag mit ihr auch nicht das letzte Wort über die Kunst des XVI. Jahrhunderts gesprochen sein, so ist sie doch einer der schönsten Beiträge zum Berständnis der späteren Renaissancekunst und vor allem eine außerordentlich wertvolle Basis, von der aus die an die Kunst der späteren Renaissance sich knüpsenden Probleme diskutiert werden können.

Samuel Buner.

## Expertisenwesen und Kunsthandel.

Wie bekannt, gelang es im Dezember 1936 einem Diamentenhändler namens Jakob Reder, der damals in Brüffel niedergelassen war, auf Empfehlung eines Kunsthistorikers, der Stadt Biel mehr als hundert meist häßlicher und auch zumeist künstlerisch wertloser Bilder als "einzigartige Sammlung" schweizerischer Kunst des 17., 18. und 19. Jahrhunderts zu verkaufen.

Etwa neun Zehntel ber Gemälbe gehörte zu jener Qualität, die man in jeder größeren Sammlung ins Depot stellt, wo sie eine schwere Last für die Berswaltung bilben. Das war schon an sich sehr bedauerlich. Es kam noch hinzu, daß das Kausobjekt weit überzahlt war. Man hätte die Sache vielleicht für den sechsten Teil des Preises haben können. Auch der Marktwert geringer Bilder ist einigersmaßen, für eine bestimmte Zeit und ein bestimmtes Land, einzuschäßen, nämlich nach den letzten Bersteigerungen. Der Preis betrug Fr. 150 000.—. Die Schätzuns gen lauteten naturgemäß nicht alle ganz gleich. Aber die niedrigste Schätzung lautete auf Fr. 25 000.— und die anderen wichen nicht sehr weit davon ab. Eine warnende Expertise sprach allerdings davon, die Bilder seien kaum mehr als die Hälfte wert; aber sie behauptete damit keineswegs, daß sie mit Fr. 75 000.— richtig bezahlt worden wären. In Kriegszeiten sinken solche Sachen noch mehr im Preise.

Jur Chre der Stadt Biel kann gesagt werden, daß von Ansang an eine klare Opposition gegen den unsinnigen Kauf vorhanden war, die es keineswegs an persönlichen Vorstellungen an ausschlaggebenden Stellen sehlen ließ, sich auch in der Presse, u. a. von Dr. H. Kuhn in der "Basler Nationalzeitung", schon vor der Entscheidung deutlich aussprach und später durch eine Reihe Artikel von Dr. Heinrich Spinner ihren stärksten Ausdruck gefunden hat. Es war auch schon vor dem Ankauf gelungen, zwei Gutachten von Schweizern, Fachleuten in angesehener Stellung, beizubringen, Männern, die zum Voraus wußten, daß sie sich nicht lauter Freunde machten, wenn sie Mut bewiesen und deren Ansehen recht gesitten hätte, wenn sie nicht recht behalten hätten. Es haben freisich auch zwei zustimmende auswärtige Gutachten vorgelegen.

Die Gutachten selbst sind uns nicht bekannt, aber die Namen der Urheber. Wenn man das Gewicht der Persönlichkeiten gegeneinander abwog, war absolut kein Grund, die Ansichten der Schweizer in den Wind zu schlagen und sich auf die anderen zu verlassen. Im Sinne der geistigen Landesverteidigung war es auch nicht gehandelt. — Welche Gefühle es erst bei Künstlern erregen mußte, die unter harten persönlichen Opfern ehrlich versuchen, ihren Idealen gerecht zu werden und zusehen mußten, wie man eine große Summe für nur angeblich schweizerische Gemälde und nur angebliche Kunst einem verdächtigen Fremden in den Schoß warf, braucht nicht gesagt zu werden.

Der Gemeinderat, der als Vollzugsbehörde dem Stadtrat auch Vorschläge zu machen hatte, hat den Ankauf der Sammlung empfohlen, in der Meinung, daß die Stadt auf kulturellem Gebiete vieles nachzuholen habe. Es gebe weite Kreise, die der Auffassung seien, es dürse einmal in geistig bildender Hinsicht etwas gesichehen. Es schiene daher angezeigt, hier einzusehen und sich eine Sammlung zu sichern, die, nach Angaben eines Kunstgelehrten, geeignet war, eine Lücke auszussüllen, da der schweizerischen Kunst des 17., 18. und 19. Jahrhunderts bisher wenig Beachtung geschenkt worden sei.

Richtig an diesen Behauptungen war nur, daß der einen Hälfte dieser Epoche, der Zeit von 1600—1750, bisher in den Museen und in der Literatur wenig Besachtung geschenkt worden ist. Aber eine Vorstellung, was diese Zeit in der Schweiz leisten konnte, gibt die Sammlung Reder auch nicht. Die wenigen Werke, die sich in anderen schweizerischen Museen sinden, geben das immer noch besser. Mittelsmäßige Arbeiten aus einer Zeit des Tiesstandes — und das waren jene Jahre sür die Schweiz, im Gegensatzu Spanien, Holland und später Frankreich — haben auch für den Kunsthistoriker kein großes Interesse.

Es kam aber hier darauf an, jenen "weiten Kreisen", die nach künstlerischer Anregung hungerten, etwas zu bieten, und da kommt es nur auf die Qualität an und nicht auf das Jahrhundert.

Bas bei bem Herrn Reder und dem Kunstgelehrten imponierte, war die Sicherheit und Entschiedenheit, mit ber sie ihre Behauptungen aufstellten und die

Bare anpriesen. Aber als fie das Geld hatten, da gaben fie fich gunächst keine Mühe mehr, ihre Behauptungen auch vor einer breiteren Offentlichkeit zu vertreten, wie es vereinbart gewesen war. Nach längerem Drängen tam im Frühjahr 1938 ein Ratalog zu Stande, in dem sich der Runftgelehrte aber auf die Ungaben des händlers berief. Das icheint das Bertrauen auf händler und Gutachter endgiltig erichüttert zu haben und, nachdem noch ein Obergutachten fich ben Unfichten ber Opposition angeschlossen hatte, wurde am 27. Dezember 1938 beim Untersuchungsrichteramt Biel eine Strafanzeige wegen Betrug eingereicht. Aber Berr Reber, ber noch im Frühjahr des Jahres 1938 hatte gefaßt werden tonnen, jog es nun vor, nicht mehr in die Schweig zu kommen. Er ift auch nicht ausgeliefert worben. Es ging ben Bieler Behörden also wie dem Jufundus in Gottfried Rellers "Berlorenem Lachen". Als dieser burch die Rettung einer mächtigen tausendjährigen Eiche — "ein Denkmal für den Naturschut," würde man heute sagen — sich als Idealisten verraten hatte, lobte ihn zwar jedermann für seine Tat. "Aber von diesem Augenblicke an suchte auch jedermann ihn zu benuten und zu übervorteilen, wie einen großen Berrn, ber feiner Schonung bedürfe".

Nun ist aber jede übervorteilung, die ungestraft bleibt, eine Aufforderung, es wieder mit ähnlichen Geschäften zu versuchen, und das ist das Bedenklichste an der Sache. Der Fall war so typisch, daß es sich lohnt, darauf zurückzukommen. —

der Sache. Der Fall war so thpisch, daß es sich lohnt, darauf zurückzukommen. — Der Händler ist dem Bersasser dieser Zeilen nicht unbekannt. Im Frühjahr des Jahres 1936 hat er sich bei ihm eingestellt. Er machte den Eindruck eines Mannes, der kein Kenner der Waren ist, mit denen er handelt. Er wollte einige der Bilder, die er sich irgendwo zusammengekauft hatte, als Jugendwerke Böcklins ausgeben, um sie eher abzusehen. Als er merkte, daß dies doch nicht anging, tauste er zwar nicht die gleichen, aber andere seiner Bilder aus Schweizerkünstler. Nicht weil er eine zwingende Verwandtschaft mit den gesicherten Werken dieser Meister entdeckt hätte, sondern weil er dachte, daß in der Schweiz noch viel dares Geld vorhanden und zu holen sei. Was er in Viel vorbrachte, gehörte zum Repertoire der Vorspiegelungen, mit denen solche Leute immer arbeiten. Ein Kenner dieser Art hätte seinen Aussührungen nur mit dem größten Mißtrauen begegnen müssen. Die "wilden" Kunsthändler, die Gelegenheitskunsthändler, die, die sich als Sammler ausgeben und unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Bestrebungen ihre Geschäfte machen, sind immer die gesährlichsten.

Man kann sich beim Kunsthandel nur auf das verlassen, was man am angebotenen Objekt sehen kann, wenn man nicht die Fähigkeiten und die Charaktereigenschaften des Lieseranten genau kennt. Aber davon war ja hier gar keine Rede. Man kann sich auch nicht auf Atteste verlassen, wenn man nicht weiß, daß die Versasser sehr sähig und durchaus zuverlässig sind. Richt nur der "wilde Kunsthandel", sondern auch das Expertisenwesen ist ein dunkler, Fleck im heutigen Kunstleben.

Das Verhalten des Kunftgelehrten, der die Sammlung empfohlen hat, ist im Grunde noch bedenklicher als das des Händlers.

Bei dem Bieler Kauf hat er laut amtlicher Darstellung vom Händler für seine Tätigkeit die Summe von Fr. 10000.— erhalten. Das wäre für einen wissenschaftlichen Katalog der Sammlung kein exorbitantes Honorar gewesen. Bilder dritten und vierten Ranges, über die keine Borarbeiten existieren, zu katalogisieren, ist nicht nur eine unersreuliche, sondern auch eine sehr mühsame und zeitraubende Arbeit. Für ein lobendes Gutachten über Gemälde, deren Unwert auch Laien erstannt haben, war die Summe zu hoch. Unter solchen Umständen nimmt ein Honorar den Charakter einer Beteiligung am Geschäftsgewinn an — und derartige Borsgänge müssen dann sowohl das Fach als auch den Lehrbetrieb an den Universitäten disktreditieren.

Bielleicht werden sich in Zukunft noch einmal die Behörden veranlaßt sehen, dafür zu sorgen, daß nur diejenigen Männer Gutachten und Atteste ausstellen dürsen, die sich dazu legitimiert haben. Bestimmungen in diesem Sinne wären

keineswegs unmöglich und auch nicht ohne Analogien. Arzte und Notare dürfen auch nicht praktizieren, ohne mehrere Examina bestanden zu haben, die immerhin eine gewisse Sichtung unter denen ergeben, die autoritative Urteile in ihren Fächern abgeben wollen. Dem Anschein nach ist die Sichtung dort etwas strenger als die, die heute im allgemeinen durch das Doktoreramen in Kunstgeschichte erzielt wird.

Wer plumpe Fälschungen oder Bilder vom Range der Sammlung Reder nicht in ihrem Unwert erkennt, oder wer selbst Kunsthandel nebenbei treibt, sollte nicht als titelgeschmückter Gutachter auftreten können.

Dringender und noch leichter durchzuseten wäre eine Regelung, die es verhinderte, daß Honorare für Gutachten der Beteiligung am Geschäftsgewinn der Händsler gleichkommen, und bewirkte, daß dieselben lediglich Entschädigungen für die Arbeiten blieben, die mit Gutachten immer verbunden sind. Andere Staaten, wie z. B. Bayern, sind mit einer solchen Regelung vorausgegangen.

Auch solide Kunsthandlungen werden das Bestreben haben, auf die Anschafsfungen der Museen Einfluß zu gewinnen. Dieser Bunsch wurde schon offen aussgesprochen. Wie nun, wenn ein Trust von Händlern die Macht soweit in die Hände betäme, daß er bestimmen könnte, was von den im Handel vorhandenen Berken als gut und was als minderwertig zu gelten hat und wer an den staatlichen Anstalten wirken darf und wer nicht? So lange man der Bissenschaft nicht die Mögslichkeit einer Kontrolle zutraut, droht diese Gesahr ständig. Videant Consules.

Bas die Bestrafung des Handels unter falschen Angaben über den Bert der Objekte auf dem Gebiete der Runft immer erschwert, ift der Glaube, daß man über die Qualität von Berken bilbender Runft nichts Sicheres wissen fonne, weil ja doch alles Geschmacksache sei. Darauf berufen sich, als einer feststehenden Tatsache, natürlich am liebsten diejenigen, die gerade das Falsche als vollkommen sicher angenommen haben. Das war auch in Biel der Fall. Aber es handelt sich bei diesen Behauptungen nicht um bloße Ausreden, sondern um eine schwer zu überwindende überzeugung, die auch in akademischen Kreisen tief eingewurzelt ist. Die Runftwissenschaft verfügt in Wirklichkeit schon heute über Methoden, die geeignet sind, Schwindeleien zu entlarven, Methoden, die sich auch stets noch verfeinern. Aber die letten Entscheidungen über Runft liegen fast immer bei Männern, die davon feine Rotig nehmen und des öftern Beweise, die für ben Nachmann binbend maren, in ben Wind ichlagen. Der Glaube, bag alle Urteile in unserem Nache doch nur subjektiv seien, verführt dann auch zu der Meinung, daß jeder, welcher Art feine Borbildung fei, mitreden und miturteilen fonne, ohne Schaden zu stiften. Es ist gang unglaublich, was man in dieser hinsicht selbst von Gebildeten zu hören befommt. Das Philisterium zeigt oft große Reigung, in die Front redegewandter Bandler einzuschwenken, sie mögen fo ichlimm fein wie sie wollen.

Aber der Unterschied zwischen Meisterwerk und Schund, Original und Nachsahmung besteht eben unentwegt weiter und ist kein rein illusorischer. Es ist auch möglich — namentlich heute mit den modernen Lehrmitteln —, bei den Besgabteren während des Studiums auf der Universität ein Gefühl für das echt künsterische, für gute Qualität und nicht nur für die Unterschiede von Schulen und Meistern zu wecken. H. Ch mid.

## Die Tierseele.

Die allgemeine Frage nach dem Wesen der Seele und ihrer Bedeutung in der Gesamtheit des Lebens beschränkte sich, soweit wir die Geschichte der spekulativen Philosophie und ihres Teilgebietes, der Psinchologie, überblicken können, vorerst auf das Nächstliegende, unmittelbar Gegebene — auf die Menschenseele. Weltanschau-

liche und religiöse Vorstellungen spannten diese Grenzen aber immer weiter aus, um die Mannigsaltigkeit der Schöpfung einem einheitlichen Prinzip unterzuordnen, wobei dualistische oder monistische Erklärungsversuche miteinander wechseln und dabei natürlich auch verschiedenartige Aussagen über die Seele machen. In der griechischen Philosophie waren es die Pythagoreer, welche erstmalig auf die besondere Bedeutung der "Tierseele" hinwiesen, allerdings nur unter dem ethischen Blickpunkt der Seele nwander ung (Metempsychose), sodaß der Tierkörper gewissermaßen den zeitlich beschränkten Ausenthaltsort der ungeläuterten Menschenseele darstellt. Aristoteles gelangt aus der Beschreibung der Natur im engeren Sinne zu seiner schulemachenden Desinition der Seele, deren Borhandensein nicht mehr bloß auf Mensch und Tier, sondern auch auf die Pflanzen ausgedehnt wird. In der Pflanze ist die Seele die ernährende Kraft, im Tiere die empfindende und ernährende Kraft und im Menschen zu diesen beiden hinzu noch denkende Kraft (Tierseele: anima sensitiva — Menschenseele: anima cogitans).

Der Materialismus der französischen Aufklärung hat dem Begriff der Seele einen andern Inhalt gegeben, nämlich einen rein physiologischen. Seele und Geshirn werden identifiziert. Das Gehirn hat Denksibern wie die Beine Muskeln haben! ("L'homme machine"). Denken ist nur eine Modifikation des Gehirns.

Auch im Rationalismus kommt die Tierseele schlecht weg. Cartesius leugnet sie konsequent und bezeichnet das Tier als eine Maschine, welche sich von andern Maschinen lediglich rangweise unterscheidet.

Damit sind in großen Umrissen die weltanschausichen und kritischen Borausssehungen abgegrenzt, von denen aus dann spätere Spekulationen und Forschungen allgemein in das Reich der Seele und insbesondere in das Gebiet der Tierseele vorgestoßen sind. Psinchologie ist zu einer Wissenschaft geworden, welche weder bei den Religionen noch bei philosophischen Systemen irgendwelche Anleihen machen muß. Damit sei natürlich keineswegs ausgedrückt, daß die Psychologie nun in alle Winkel des Seelischen hineingeleuchtet und die letzten diesbezüglichen Fragen besantwortet habe! Bewahre, es gibt der Geheimnisse immer noch genug! Gerade die unvoreingenommene ernsthafte wissenschaftliche Forschung hat deutlicher und überszeugender als alle Metaphysiker die Grenzen unseres Erkennens, damit aber auch die Grenzen der Seele, abgesteckt. Das gilt ganz besonders bezüglich der Tierspsychologie.

Worin besteht unser Bissen um die Seele des Menschen? Diese Kernfrage aller Denker aller Zeiten hat die mannigsaltigste Beantwortung gesunden. Wo sind wir heute mit diesem Probleme angelangt? Gibt es ein Seelen,,ding" im Leibe des Menschen? Wo hat es seinen Sit? Wie gestaltet sich seine Einwirkung auf den Körper? Ist es vergänglich, veränderlich oder unsterblich? Oder bedeutet Seele soviel wie "Schöpfung durch das Gehirn", oder "eine Gruppe nichtdinglicher Bestimmtheiten des Menschen"? Oder stellt sie ein "geistiges Einzelwesen" dar? Wir erwähnen diese Fragen in jener Reihensolge, wie sie von Materialisten, Monisten und Spiritualisten zu beantworten versucht werden. Konsequenterweise ergibt sich sür erstere die Forderung, dem Wesen der Seele mit Stalpell und Meißel (Hirnsphysiologie) nachzuspwüren, während letztere sich lediglich auf ihr Bewußtsein zu konzentrieren hätten, um ihrer Seele gewiß zu sein.

Die moderne Psuchologie besaßt sich weniger mit dem "An-sich" als vielmehr mit den Funktionen der Seele und versucht, aus der Fülle psuchischer Erscheinunsgen und Borgänge Rückschlüsse auf deren Ursprung zu ziehen. So äußert sich Werner Fischel in seinem Buche "Psuche und Leistung der Tiere" über die Seele: "Wir erleben sie als einen unendlichen Reichtum qualitativ verschiedener Gefühle und ein ständiges Auf und Ab dieser Regungen vom leisen Bewegtsein dis zur stürmischen Wallung". Mit dieser Definition wird die Brücke zum Verständnis der Tierseele geschlagen, wobei der Autor betont: "Seit langem wird Ahnliches auch

ben Tieren zugeschrieben". Immerhin geschieht dies mit einem gewissen Borbeshalt, indem die psychologische Forschung sich längere Zeit dagegen sträubte, für bestimmte Gesühlsäußerungen beim Menschen die entsprechenden Parallelen beim Tiere aufzusuchen. Fischel steckt unmißverständlich die gegensähliche Stellung von Mensch und Tier ab, wobei er sich auf den Primat des menschlichen Denkens beruft, welches geistige Gebilde schafft, denen wir im Tierreiche nicht begegnen ("Auch die Leistungen der gescheitesten, Kisten auseinander türmenden Schimpansen verwischen diesen Unterschied nicht."). Bon anderer Seite, welche ebensalls Anspruch auf wissenschaftliche Tierpsychologie erhebt, wird die Betonung dieses Gegensaßes zurücksgewiesen und die Tierseele auch mit der Fähigkeit des Denkens ausgerüstet (Bernshard Hecke: Die Tierseele, Universitätsverlag L. Bamberg, Greisswald).

Die beiden vorher erwähnten Autoren, Werner Fischel und Bernhard Hecke, bemühen sich um die Deutung der Tierseele und um die wissenschaftliche Ersorschung tierpsychologischer Phänomene. Ihre Bücher sind 1938 (Psyche und Leistung der Tiere) und 1939 (Die Tierseele) herausgekommen, konnten sich somit das reiche Material tierpsychologischer Forschung zunute machen, welches sich im Lause der letten Jahrzehnte, seit Darwin, Romanes, Brehm, Small, Vierens de Haan und Batson, angesammelt hatte. Und doch, wie verschieden sind die Wege, welche die beiden Versassen gehen! Sehr verschiedenartig ist allerdings schon der Ausgangspunkt der beiden Werke: Fischel kommt von den Stätten experiment et eller Tiersorschung her, während Hecke seinen Start in das Reich der Tierseele von der "Grundwissenschaftlichen Philosophie und der Psychologie von Johannes Rehmke" unternimmt. Ersterer bleibt darum bescheiden versuch einer wissenschaftslichen Deutung tierseelischer Erscheinungen, während letzterer sowohl das Wesen wie auch die Funktionen der Tierseele dem bereits vorhandenen Grundriß Rehmkescher Psychologie einzugliedern sich bemüht.

Bernhard Hecke gibt, im Anschluß an Rehmkes Psychologie, der Tierseele solsgenden Inhalt: Wollen, Wahrnehmen-Borstellen, Fühlen, Denken. Das Tier selbst "ist eine stetige Wirkenseinheit aus den beiden Einzelwesen Seele und Tierkörper". Aus dieser grundlegenden These ergeben sich Folgerungen (auf Grund von Tiersbevbachtungen!), die wir gerne wörtlich zitieren:

"Die Ziege ift wollendes Bewußtsein, nimmt mahr, fühlt und benkt wie jede Seele" (Seite 111). — "Wir muffen feststellen, daß ber Frosch kein Mechanismus ist, sondern ein Lebewesen mit allem Seelischen, das wir kennen". — "Daß Bögel und Säuger den seelischen Zustand einer feierlichen Stimmung kennen, darf nicht bezweifelt werden" (S. 267). — "Die Färbung eines Raubtieres wird erst zur Schutfärbung dadurch, daß das Tier als Bewußtsein ben seiner Färbung entsprechenden Unfigplat mahlt, und zwar in freiem Bahlwollen auf Grund feiner Erfahrung" (S. 104). - "Der Sirich weiß fich felbft für bas Rubel verantwortliches Leittier und muß sich angesichts der Lebensgefahr burchsetzen wollen" (S. 96). - "Der Jagdhund beobachtet seinen Berrn mahrend bes gangen Tages, Tag für Tag. Er kennt ihn schließlich viel besser, als der Herr sich selbst tennt ober seine Bermandten ihn tennen" (S. 115). Doch genug dieser Beispiele! Sie zeigen beutlich, welcher Urt bie "Beweisführung" ift, um bie tierfeelischen Erscheinungen der Rehmkeschen Psichologie einfügen zu können. Damit haben wir bie schmächfte Seite dieses Bertes berührt: die Ungulänglichteit ber Empirie, welche die Deutung der Tierfeele, ihres Wefens und ihrer Funktionen, unterstreichen soll! Bährend Fischel von den Ergebnissen systematisch durchgeführter Tierversuche ausgeht, um die psychischen Gebilde in der Tierwelt zu erschließen, erhebt Hede das Rehmkesche Dogma zum Ausgangspunkt seiner Tierpsychologie und bemuht fich bann noch nachträglich, mit einem affortierten Beobachtungsmaterial, welches sowohl an domestizierten Tieren wie auch an solchen der freien Natur gewonnen wurde, seine Thesen zu stüten. Die Subjektivität dieser Tierbeobachtungen, vor allem ihrer Interpretation, ist offensichtlich! Es fehlt bei diesen "ErKlärungen" tierpsichologischer Vorgänge weder an Anthropomorphismen noch an Jägerlatein. Gerade der genau beobachtende Weidmann wird bei manchen "Deutungen", welche sich der Verfasser bezüglich bestimmten Verhaltens des Wildes leistet, den Kopf schütteln und unverzüglich die nötige Korrektur anbringen. Wir müssen es offen gestehen: der Weg zum Verständnis der Tierseele ist uns durch Heckes Buch kaum gangbarer gemacht worden.

Da sich der Autor weitgehend auf seine Birschgänge in freier Wildbahn beruft und sich anheischig macht, wichtige Verhaltungsweisen bestimmter Bildarten "grundwissenschaftlich" zu erklären, wollen wir hier kurz einen Blick in das tierpsichologische Inventar seines Ruchsackes werfen. So wird beispielsweise bas Schrecken bes Rehbockes zu einer Art Begrugung der futterbringenden Menschen umgedeutet und ber Umstand, daß Urian bei ber Annäherung von Leuten nicht flüchtet, barum "weil diese Menschen so gleichmäßig ruhig und freundlich auf ihn einiprachen", als Ausbruck eines jogialen Gefühles beim Rehbock gedeutet, welcher biese Menschen sofort "in die Tiergemeinschaft des Balbes aufgenommen hat" (S. 97). Dem Fuchs, welcher nicht in die Falle geht, wird als Anerkennung für diese Leistung das Lob gespendet, "in engsten Grenzen logisch denken" zu können (statt einfach die Ungeschicklichkeit des Jägers dafür verantwortlich zu machen!). Die Farbung gemiffer Raubtiere wird mit einem Denkvorgang bes betreffenben Tieres in Beziehung gebracht: das Tier als Bewußtsein mahlt den seiner Farbung entsprechenden Ansityplat aus. So der Tiger im Dichungel, die Raubvögel vor einem paffenden Bipfelhintergrund. "Das Bermelin", ichreibt der Berfaffer (S. 103) "fest fich im Binter auf Mäuse an. Nur so hat es Aussicht, im tiefen Schnee Mäuse zu fangen. Die Mäuse suchen nach ihrer Gewohnheit die Schneeflache nach Nahrung ab und laufen auf jeden dunklen Gegenstand, der auf der weißen Schneefläche liegt, zu, um ihn auf Fregbares zu untersuchen. Go laufen die Mäuse auch auf die dunkle Schwanzspite des Hermelins zu und damit dem Raubtier direkt in den Fang". — Wenn man solches am Jägerstammtisch hört, dann wird man ja faum genötigt fein, beswegen feine Biefel-Beobachtungen neu zu revidieren aber wir werden es ebensowenig mit Rucksicht auf Bede tun und uns lediglich die Frage erlauben, ob vielleicht die schwarzen Löffelspigen beim Schneehasen eine ähnliche Bedeutung haben wie die mäuseanlockende Quafte beim Großwiesel. Budem ift das Wiesel gar fein Ansitziager!

Eine außerordentlich komplizierte und in stärkste Bermenschlichungstendenz verfallende Darstellung leistet sich Hecke überall da, wo er "moralische Bertbesgriffe" und daraus resultierendes Handeln sowie Intelligenzmanisestationen den Reslers und Instinktäußerungen gegenüberstellt und sich bezüglich Abgrenzung dieser beiden Gegensäte ganz einsach auf die Formel "Maschine oder wollendes Bewußtsein" versteift. Die grundsätslich trennende Schranke zwischen Mensch und Tier sieht Hecke darin, daß sich das Tier nur Körper, aber niemals Seele weiß. Und wir haben hier ganz bescheiden die Frage zu unterdrücken, woher der Bersfasser dieses subtile Wissen um das, was die Tierseele nicht weiß, empfangen hat. B. Bettersti.

## Künstlerische Warenpackungen.

Eine interessante und aufschlußreiche Schau bietet uns jetzt das Aunstgewerbes museum mit "Warenpackungen in internationaler Auslese". Bon der Natur aussgehend, sehen wir zuerst die kunstvolle Arbeit der Bögel, das Nest der Hornusse und wie Samen, Keime, Larven und Embryos durch Giers und Nußschalen und haarige Kokosnüsse geschützt werden. Wir begegnen den aus Holz und Binsen kunstvoll verarbeiteten und verzierten Gegenständen der Japaner, auch den Arbeiten der primitiven Bölker sind einige Vitrinen gewidmet. Frutigen zeigt seine Industrie

in leichten und bemalten Spanschachteln, daneben steht eine Gruppe von alten Getreidesäcken mit Namen und Jahreszahlen und hölzerne verzierte Mostgefäße. Nicht zu übersehen ist die reiche Auswahl in Blechdosen, Flaschen, Kartonschachteln und praktischen Kisten mit blinkendem Metallband. Alluminium= und Zellophan= papiere leuchten in allen Farben und dienen als Hülle sür Nahrungsmittel und Kauchwaren, schön und bunt erweisen sich die Festpapiere. Interessant ist die kleine automatische Einwickelmaschine. Eine große Verbreitung haben die Verschlußbänder und Beseuchter sür Pakete gesunden. Die schweizerischen Leistungen auf dem Gebiet der künstlerischen Verpackungen dürsen sich wohl neben den neun Ländern sehen lassen, von denen jedes einzelne in einer Vitrine seine Produkte zeigt. Auf der Galerie sind die Arbeiten des Wettbewerbes von 200 Teilnehmern ausgestellt. Darunter sind originelle und praktische Entwürse, namentlich sür Consiserie, Bleisstischlussen, Schachteln und Packpapiere. Letzere, meist sür die Firma Bally, entshalten viel Können auf dem Gebiet der Schrift und der sarbigen Gestaltung. — Diese Ausstellung wird dis 7. Juli verlängert.

Otto &. Mener

# Bücher Kundschau

### Militärische Bücher.

Wieder mag es angezeigt sein, zunächst auf einige Bücher hinzuweisen, die in engstem Zusammenhange mit dem gegenwärtigen Ariege stehen, bezw. Unter-

lagen für die Beurteilung der einzelnen Streitfrafte geben.

Zuerst sei die von Ministerialrat Berndt und Oberstleutnant von Wedel herausgegebene Sammlung politischer und militärischer Dokumente: Deutschland im Kampfe (Verlag Otto Stollberg, Berlin 1939), die periodisch in Lieferungen erscheint, erwähnt. Sie gibt einen ersten überblick über das derzeitige Geschehen vom deutschen Standpunkte aus.

über Englands Flotte, Wersten, Stütpunkte, Berteidigungsplan, Wassen, Schiffe, Marineluftstreitkräfte, orientiert in knapper, sehr übersichtlicher Zusamsmenstellung Adalbert von Goerne (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. 1940). Eine ähnliche, wenn auch noch kürzere Orientierung sindet sich in Fremde Seemächte, Band 4 der Sammlung "Europa; Kräfte und Wirkungen, soldatische Einsweisung im Sinne totaler Wehrbereitschaft" (Verlag Bernard & Graese, Berlin 1940). Das Buch gibt Vergleichsmöglichkeiten sür die Streitkräfte zur See — mit Außnahme Deutschlands —, wie in den früher angezeigten Bänden 1 und 2 über die Landheere und die Luftslotten. Über letztere liegt auch ein neues Bildwerk der Hauptsleute Eichelbaum und Feuchter: Die Luftmächte der Welt (Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940) vor, das die hauptsächlichsten Fluzzeugmuster, von denen die Heerseberichte heute saft täglich sprechen, veranschausicht. Sehr gute Photosgraphien sind mit erklärendem Text versehen. — Schließlich sei noch Friedrich Giese's: Das Oberkommando der Wehrmacht (Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939) erwähnt, das zeigt, wie das gegenwärtige Oberkommando, in fluger Ausswertung der Lehren des Weltkrieges, organisiert ist.

Auch über die Westbesestigungen, die im heutigen Kriege strategisch eine so bedeutsame Rolle spielen, liegt eine neue Darstellung vor: Das Buch vom Westwall von J. Plöchlinger (Verlag Otto Elsner, Berlin 1940). Es holt durch einen, die Entwicklungsgeschichte behandelnden ersten und durch einen die Maginotlinie beschreibenden zweiten Abschnitt etwas weiter aus, als frühere ähnliche Bücher. Milistärische Einzelheiten über den Westwall sind allerdings und begreislicherweise auch hier nicht zu sinden. Dagegen besaßt sich die Schilderung eingehend mit den orgas

nisatorischen Leistungen zur Zeit bes Baues.